

Leseprobe aus:

Norbert Zähringer

Einer von vielen



Mehr Informationen zum Buch finden Sie auf rowohlt.de.

Es war an einem Dezembertag im Jahr 2003 auf der Küstenstraße zwischen Monterey und Cambria, als ein alter Mann auf die Brücke über den Rocky Creek ging, um zu sterben. Der Highway beschreibt dort eine langgezogene Kurve, und so hätte jemand, der am anderen Ende in dem auf eine Klippe gebauten Restaurant saß, wohl sehen können, wie Edison Frimm langsam, aber zielstrebig auf das Viadukt marschierte, und sich vielleicht auch gefragt, was er da oben wollte. Doch es war früh am Morgen und das Restaurant noch geschlossen, der Parkplatz mit der Aussichtsplattform und dem Münzteleskop daneben leer, kein Tourist hatte sich bislang dort eingefunden.

Schläfrigkeit lag über dem Land, auf der taubedeckten Straße und den grünen Hügeln dahinter, zwischen deren flachen Gipfeln Nebel hing wie der Rest eines langen Traums. Selbst der Ozean lag still vor Frimm, als er die Mitte der Brücke erreicht hatte, so still, wie die Entdecker Kaliforniens ihn einst vorgefunden haben mochten: Graublau und endlos anmutend, kräuselte sich seine Oberfläche leicht, wenn ein Fallwind von den Bergen darüberstrich.

Frimm war von einem Getränkelaster mitgenommen worden. Er und der Fahrer hatten kaum ein Wort gewechselt, und auf die Frage, was er auf der Brücke wolle, hatte er nur geantwortet, er wolle das Meer sehen, er habe es lange nicht gesehen.

Was nicht einmal gelogen war. Frimm hatte die letzten achtzehn Monate im Nordtrakt des Bakersfield-Staatsgefängnisses zugebracht, verurteilt wegen schwerer Körperver-

letzung. Vor einer Woche erst hatte man ihn entlassen, allerdings gegen seinen ausdrücklichen Wunsch. Der Gouverneur von Kalifornien, bis dahin bekannt als harter Hund, was Kriminelle anging, hatte seine Umfragewerte immer weiter sinken sehen, bis irgendeiner seiner Berater ihm erzählte, dass sich mit einer landesweiten Amnestie für sogenannte Härtefälle neue Sympathien vor allem bei den Liberalen und den Hispanoamerikanern gewinnen ließen. Er erschien persönlich im Gefängnis, lächelte in die Kameras, drückte dem achtzigjährigen Frimm gleichzeitig die Hand und erklärte, er werde ihn wegen seiner früheren Verdienste für das Land begnadigen. Schließlich solle kein Veteran seinen Lebensabend in einem Staatsgefängnis verbringen müssen. Frimm widersprach, aber da waren die Mikrophone schon abgeschaltet, die Kameras eingepackt und der Gouverneur verschwunden.

Im Gefängnis hatte Frimm ein warmes Bett, einen kostenlosen Arzt, drei Mahlzeiten am Tag und sogar so etwas wie Freunde gehabt. Nachdem man ihn vor die Gefängnistür gesetzt hatte, besaß er nichts mehr. Nichts außer fünfzig Dollar Entlassungsgeld und der Telefonnummer eines Bewährungshelfers, den er aber nie anrief. Er hatte keine Waffe, Tabletten waren zu teuer, Aufhängen kam nicht in Frage. Ziemlich schnell entschied er sich für die Brücke.

Der ablandige Wind trug ihm den Geruch feuchter Disteln und Pinien in die Nase, er blinzelte, blickte über das Meer, dann plötzlich voller Angst auf seine Uhr. Wie lange stand er schon hier?

Er griff in die Tasche seiner Lederjacke und zog ein kleines schwarzes Notizbuch hervor. Ein Abschiedsgeschenk des Direktors. «Falls Sie befürchten, etwas zu vergessen, schreiben Sie's einfach da rein», hatte er leichthin gesagt. Frimm schlug es auf und las:

Samstagabend, 08:00 pm: Einen Burrito in der Kaschemme gegenüber gegessen.

09:00 pm: Liege im Bett in einem Zimmer des Coyote Inn Motels und schaue fern.

10:30 pm: Werde gleich das Licht ausmachen.

10:45 pm: Werde gleich schlafen.

11:00 pm: Habe beschlossen, mich morgen früh von der Brücke über den Rocky Creek zu stürzen.

Von den vielen Brücken, die zur Auswahl standen, hatte er jene über der Rocky-Creek-Mündung aufgrund ihrer Höhe, aber auch der phänomenalen Aussicht wegen gewählt. Fast siebenzig Meter, das schien ihm eine sichere Sache. Das Bauwerk stammte aus dem Jahr 1932, war also nur neun Jahre jünger als er selbst, und auch dies schien ihm angemessen, denn natürlich hätte er sich von jedem x-beliebigen Autobahnzubringer stürzen können, aber das wäre ihm doch zu unpersönlich vorgekommen. Außerdem war der Blick von hier oben wirklich sehr schön, und wenn er mit etwas Schwung spränge, stünden die Chancen nicht schlecht, dass er nahe der Brandung aufschlagen und sein toter Körper von der Flut erfasst und weit hinaus aufs Meer getragen würde.

Er lauschte. Kein Auto zu hören. Er wollte keine Zeugen. Was die meisten Menschen zeit ihres Lebens fürchteten, wünschte er sich: im Augenblick seines Todes allein zu sein.

«Na dann», murmelte er und wollte auf die steinerne Brüstung steigen. Doch das war gar nicht so einfach. Seine Finger suchten vergeblich Halt auf dem über die Jahrzehnte vom Wind geglätteten Stein. Wäre er zwanzig, ja, nur zehn Jahre jünger und dazu gesund gewesen, hätte das kein Problem dargestellt. So aber versagten ihm Arme und Beine ihren Dienst. Er war zu schwach, um ohne Hilfe auf die Brüstung zu klettern.

Einige Minuten lang mühte er sich ab, dann sah er sich keuchend nach etwas um, das ihm als Tritt dienen könnte. Schließlich entdeckte er am anderen Ende der Brücke etwas Rotes am Straßenrand. Er lief darauf zu, der Schweiß rann ihm den Rücken hinunter. Es war ein Eimer, ein kleiner roter Plastikeimer, wie ihn Kinder zum Spielen im Sandkasten benutzen. Er hatte einen rosaroten Henkel und war mit Zeichentrickfiguren bedruckt: Aladdin mit der Lampe auf der einen, Aladdin und sein fliegender Teppich auf der anderen Seite. Frimm schüttelte den Kopf, beinahe hätte er laut aufgelacht. Dann drehte er sich um und ging wieder zurück zur Brückenmitte.

Mit Hilfe des Eimers schaffte er es, sich langsam auf die Brüstung zu ziehen. Als er bäuchlings darauf lag, gönnte er sich eine Pause. Er atmete durch, roch den alten Stein und hätte auf einmal nicht mehr sagen können, ob das Rauschen in seinen Ohren das eigene Blut oder doch die Brandung war. Er drehte den Kopf und sah hinunter: Ungeduldig schwappte der Ozean gegen die Felsen.

Frimm stemmte sich auf die Knie, richtete sich dann vorsichtig auf. Er spürte sein Herz pochen, seinen Mund trocken werden, als wolle sein Körper den Geist mit allerlei billigen Tricks vom bereits gefassten Entschluss abbringen. Aber Frimms Entscheidung stand fest. Auch deswegen hatte er einen Ort ohne Zuschauer gewählt. Alle, die es ernst meinen, tun das. Leute hingegen, die in der Mittagspause auf die Dächer irgendwelcher Hochhäuser in der Innenstadt steigen, meinen es nicht ernst. Die wollen nur Aufmerksamkeit, wollen, dass jemand kommt und es ihnen ausredet. Und wenn sie schließlich doch springen, glaubte er, dann nur, damit es jemandem leidtut, dass sie gesprungen sind.

In seinem Fall lagen die Dinge anders. Es würde nieman-

dem leidtun. Weil es ganz einfach niemanden mehr interessierte, ob er sprang oder nicht. Er stand jetzt oben. Langsam wandte er sich dem Abgrund zu. Er spürte, dass etwas in ihm Angst bekam, schreckliche Angst, aber er wollte sich nicht von diesem Etwas oder dessen Angst beherrschen lassen. Er überlegte, ob sein ganzes Leben noch einmal an ihm vorbeiziehen würde, während er fiel. Dann musste er an Koga denken, der ihm einst gesagt hatte, dass die Ewigkeit nicht endlos lang, sondern womöglich nur einen einzigen, kurzen Augenblick andauere. Wie auch immer. Er atmete einige Male tief durch, spähte hinab.

Der Gefängnisarzt hatte ihm erklärt, er werde sich bald an gar nichts mehr erinnern können. Es werde damit anfangen, dass er zum Beispiel nicht mehr wisse, wo seine Schuhe stünden, dass er eine Verabredung oder unbedeutende, nicht lange zurückliegende Ereignisse vergesse. Zunächst werde ihm das gar nicht auffallen, aber nach und nach werde sich ein Gefühl der Leere, eine Ahnung des Verschwindens in ihm ausbreiten, mit der Zeit werde er Dinge suchen, die es gar nicht gebe, Begebenheiten erfinden, die nie passiert seien, und zu Verabredungen erscheinen, die er nie getroffen habe – nur um diese Lücken zu füllen. Er werde morgens aufwachen und nicht mehr wissen, wo er sei. Oder er werde es wissen, sich jedoch für einen anderen halten oder für denselben, nur an einer ganz anderen Stelle in seinem Leben.

«Waren Sie nicht mal beim Film?», hatte der Arzt gefragt und, ohne seine Antwort abzuwarten, Schere und einen Streifen Papier zur Hand genommen, auf dem, jetzt fiel es Frimm wieder ein, das Ergebnis seines Belastungs-EKGs aufgezeichnet war.

Er hielt den Streifen hoch:

«Sie müssen sich das so vorstellen: Das ist Ihr Film – Ihr Le-

ben», er nahm die Schere, zerschnitt den Streifen, schob dann die einzelnen Stücke willkürlich auf dem Tisch herum, «und das ist Ihr Film in, sagen wir, zwölf Monaten.»

«Was kann man dagegen machen?»

«Nichts. Das heißt, wenn Sie richtig viel Geld hätten, könnte man aus den zwölf Monaten vielleicht zwei Jahre machen. Eventuell.»

«Und warum erzählen Sie mir das dann?»

Auf diese Frage hatte der Arzt zum ersten Mal nachdenklich geschwiegen. Er war noch jung. Frimm wusste nicht, ob dieser Dr. Baker nun Neurologe oder Psychiater war. Auf jeden Fall hatte ihn irgendein Witzbold ins Bakersfield-Gefängnis versetzt, und hier musste er sich bewähren, wollte er eines Tages wieder an einem richtigen Krankenhaus mit richtigen Patienten mit richtig viel Geld arbeiten. Wenn er Glück hatte, führte ihm das Gericht irgendwann einen kapitalen Serienkiller vor, und er würde ein Buch über diesen Kerl schreiben, bevor man ihm die Spritze setzte. Wenn er Pech hatte, würde er genau so einen Irren per Gutachten laufenlassen. Wahrscheinlich war Frimm einer seiner leichteren Fälle.

Dr. Baker schob die Papierschnipsel auf seinem Schreibtisch zu einem kleinen Häufchen zusammen.

«Sie haben recht, warum erzähle ich Ihnen das alles? Sie werden es sowieso bald vergessen haben.»

Darauf wollte Frimm nicht warten. Er wollte alles mitnehmen. Und mit ihm sollte alles verschwinden.

Eine leichte Böe strich über die Brücke. Von den Klippen am anderen Ende des Viadukts ließ sich ein Vogel hinab in die See fallen. Noch einmal atmete Frimm ein und wieder aus. Dann schloss er die Augen. Es war so weit.

Sonntagmorgen, 07:30 am: Ich bereite meinem Leben ein Ende.

In diesem Moment hörte er die Stimme, eine helle, quäkende, irgendwie wütende Kinderstimme sagen:

«Hallo, wie geht es Ihnen? Mir geht's gut.»

Er glaubte nicht, dass da wirklich jemand sprach. Wahrscheinlicher war, dass etwas in ihm ihn auszutricksen versuchte. Ihn zurückzuhalten. Vielleicht war er schon gesprungen und die Stimme bereits Teil der letzten Sequenz, Teil jener langen Erinnerung vor dem Aufschlag auf den Felsen. Vermutlich war er selbst es, der sich da ansprach. Wer wusste schon, was einem das Gehirn so eingab, wenn gleich Sense sein sollte. Trotzdem drehte er sich um.

Es waren zwei. Zwei Jungs, der eine drei oder vier, der andere vielleicht zehn Jahre alt. Der ältere trug eine Brille mit einem billigen, verchromten Gestell, das schief auf seiner Nase saß. Er hielt den jüngeren, der beide Hände zu kleinen Fäusten geballt hatte, am Handgelenk und erklärte:

«Tut mir leid, er kann nicht viel mehr sagen.»

Er klang unzufrieden, altklug, seine Worte wirkten erstaunlich gewählt. «Könnte mein Bruder jetzt den Eimer haben, oder benötigen Sie ihn noch, mein Herr?»

Sein Akzent kam Frimm bekannt vor. Natürlich. Die beiden Knaben waren Deutsche. Oder Österreicher. Er musste an den Gouverneur denken. Nein, Österreicher waren sie nicht, die klangen anders.

Er drehte sich um. Die Straße war leer. Kein Auto, keine Spaziergänger, niemand.

«Wo zum Teufel kommt ihr beiden her?», platzte er heraus.

Die Jungen sahen ihn an, der kleinere kniff die Augen zusammen, als wolle er gleich losheulen oder -schreien, sein Bruder neigte den Kopf ein wenig zur Seite.

«Die Frage ist doch wohl eher, wie Sie hierherkommen.»

Frimm wollte gerade antworten, da begann es. Die Brücke fing an zu zittern. Von tief unten, Kilometer um Kilometer, hatte es sich hochgearbeitet, als habe die Erde ein Gedächtnis, das weiter reichte, aber auch langsamer war als das der Menschen. Die Brüstung vibrierte, und dieses Vibrieren zog seine Beine hoch. Das Beben war nicht sehr stark, aber stark genug, dass er das Gleichgewicht verlor. Er ruderte mit den Armen wie in einem längst vergessenen Slapstick-Film. Er fiel.

I. LICHT UND TON

I. LICHT UND TON

I. LICHT UND TON

I. LICHT UND TON

I. LICHT UND TON

I. LICHT UND TON

I. LICHT UND TON

Mary Frimm schrie bei der Geburt ihres Sohnes, schrie voller Zorn und Angst, als sie sah, wie sich die Gläser im Regal, die Hängelampe an der Decke, der Wasserkrug auf der Anrichte bewegten, während der Tisch, auf dem sie lag, zitterte, als rüttelte eine Schar von Zwergen an seinen Beinen. Es hatte mit einer schwachen, kaum merklichen Vibration begonnen. Da glaubte sie noch, sie selbst sei es, die zittere. In einer Pause zwischen zwei Wehen fiel ihr Blick auf die kleine, flache, zur Hälfte mit Whiskey gefüllte Flasche, welche die Hebamme auf der Mitte des Regalbretts abgestellt hatte. Mit winzigen, an Weite gewinnenden Sprüngen bewegte sich das Fläschchen jetzt auf die Vorderkante zu. Damit nicht genug. Wie eine kleine verrückte Armee wollte das übrige Geschirr ihm folgen, hüpfte und wackelte in Richtung Abgrund. Nicht Mary war es, die sich da schüttelte: Das ganze Haus, in dessen Küche sie lag, schüttelte sich, bebte, als würde ein Zug hindurchfahren.

«Scheiße!», brüllte sie in die Wehen hinein. «Auch das noch!»

«Großer Geist wütend», erklärte die Hebamme und fügte hinzu: «Mag keine Kommunisten.» Sie wog zwei Zentner, glaubte an den Großen Geist und dass die Erde eine Scheibe sei. Auf der sie jetzt stand. Und deren Erschütterung sie auf wunderbare Weise auszugleichen wusste: Mochte die Welt auch wanken, Tippi Lancaster wankte nicht.

Mit einer für ihre Leibesfülle erstaunlich flinken Bewegung fing sie den Whiskey auf. Dann sah sie sich fasziniert im Raum um, während Mary auf dem mit mehreren Decken gepols-

terten Eichentisch lag und stöhnte, die Glühbirne über dem Tisch flackerte und zwei Tassen in den Ausguss hinabstürzten und zu Bruch gingen.

Aus verschiedenen, nicht unbedingt guten Gründen hatten die Bewohner von Joshua Ridge die Halbindianerin zur Hebamme erkoren. Irgendjemand hatte Dan Schmidt erzählt, Indianerinnen seien die besten Hebammen der Welt, würden sie doch von Kindesbeinen an in der Geburtshilfe unterwiesen. Schmidt, dem Gründer und ersten Bürgermeister von Joshua Ridge, galt die indianische Urgesellschaft, galten auch deren halbindianische Nachfahren, die drei Meilen westlich eine bescheidene Existenz als Schwarzbrenner fristeten, als Gegenentwurf zu den mächtigen Trusts, den habgierigen Rockefeller, Crawfords, Hodges und wie sie alle hießen. Den neuen Menschen, von dem er träumte, einen Menschen ohne Habgier, Neid und Grausamkeit, brachte man am besten mit der Unterstützung jener auf die Welt, die noch nicht durch diese Gesellschaft verdorben worden waren. Glaubte er.

Wie sich herausstellte, hatte Tippi, die immer ein wenig nach Selbstgebranntem roch und zwei Dollar für ihre Dienste verlangte, von Geburtshilfe keine Ahnung.

«Doc! Schaffen Sie diese schwachsinnige Trinkerin hier raus!»

Teller klirrten, Töpfe und Pfannen schepperten, Schöpf- und Schaumkellen, die an Fleischerhaken von eisernen, sich nun verbiegenden Halterungen herabhingen, Tranchierbesteck, Paletten, Filetirmesser, Backpinsel und Kochlöffel – alles rasselte, wackelte, klapperte, einem irren Orchester gleich, während sich im Gesicht der Hebamme ein Lächeln zeigte – und im Putz der Decke die ersten Risse.

«Nein, halt!», schrie Mary noch lauter. «Schaffen Sie mich hier raus!»

Auch der anwesende Doktor war kein Fachmann für Geburtshilfe. Jedenfalls beim Menschen. Doc Randall war Tierarzt. Und seine Erfahrung mit Pferden, Kühen, Schafen und Schweinen hatte ihn gelehrt, dass keine Zeit mehr blieb, Mary Frimm aus dem Haus ins sichere Freie zu schaffen.

«Hilf mir, Tippi!»

«Mhm?»

«Nein!», rief Mary Frimm. «Sie soll Ihnen nicht helfen!»

«Unter den Tisch, schnell! Hilf mir, sie unter den Tisch zu legen!»

Tippi, deren Alter selbst dem Doktor Rätsel aufgab (sie konnte genauso gut fünfundzwanzig sein oder fünfzig), grunzte. Mary spürte ihren harten Griff an den Waden, blickte über den eigenen, schweißnassen Leib hinweg in das Zahn-lückengrinsen der Indianerin, sah darunter ein Doppelkinn schaukeln – und schrie; schrie, bis Randall sie von der anderen Seite unter den Schultern packte und beide sie anhob, auf den Boden legten, unter den Tisch zerrten und schoben, der knarrte und knirschte wie das Gebälk des Hauses, wenn auch in einer etwas tieferen, vielleicht Stabilität nur vortäuschenden Tonlage, während noch mehr Putz von der Decke rieselte, das Geschirr längst auf dem Küchenboden zersprungen war, die Wehen schneller kamen, Mary die Augen schloss und dann wieder öffnete und nach Atem ringend und erschöpft auf die Unterseite des Tisches starrte, wo in sauberer Schrift eingebrannt stand: JULIUS RAABE MÖBELFABRIKEN, BERLIN.

So kam Edison Frimm zur Welt: an einem Morgen im September 1923 unter einem deutschen Eichentisch, während eines Erdbebens der Stärke vier Komma fünf, knapp einhundert Meilen nördlich von Los Angeles und etwa zwei Meilen westlich der Andreasspalte, die hier, in der Mojave-Wüste, die

Nordamerikanische Platte von der Pazifischen schied. Die Pazifische Platte stieß einige tausend Kilometer weiter westwärts vor der japanischen Küste an die Eurasische, und auf dieser Eurasischen Platte stand unter anderem auch Julius Raabes Möbelfabrik.

Das Familienunternehmen war ein Traditionsbetrieb, dessen Geschichte bis in die Tage der Reichsgründung zurückreichte. Nicht ohne Stolz schmückten sich Raabes Söhne auch nach dem Großen Krieg noch mit dem Etikett «Ehemaliger Koeniglich Preußischer Hoflieferant», was den falschen Eindruck vermittelte, der abgedankte Kaiser habe vor nicht allzu langer Zeit auf einem Sofa der Marke Raabe seinen Tee zu sich genommen.

Die Raabe'schen Möbelfabriken hatten hauptsächlich die Amtsstuben des Kaiserreiches beliefert – mit Tischen, Stühlen, Aktenschränken, Wartebänken, Registraturregalen. Und so hatte auch jener Tisch, unter dem Frimm geboren wurde, eine für ein solches Möbelstück durchaus nicht ungewöhnliche Karriere hinter sich: 1914 an ein Feldpostamt in der Nähe von Metz geliefert, hatte man auf ihm beinahe vier Jahre lang Karten und Briefe von der Front sortiert, bis Tisch und Front und alles drum herum von einer amerikanischen Einheit eingenommen worden waren.

Nach dem Krieg änderte sich der Briefkopf von Raabes Auftraggebern, aber die Nachfrage blieb. Ja, es schien Heinrich Raabe, dem jüngeren der beiden Söhne, als habe der Bedarf an Formularen, Papieren, Akten und damit auch an Möglichkeiten, sie zu sortieren und zu verwahren, eher zu- als abgenommen.

Unweit der Möbelfabrik standen einige Mietshäuser, die der alte Raabe Anfang des Jahrhunderts hatte errichten lassen, um sie an seine Arbeiter zu vermieten. In einem dieser

Mietshäuser kam ungefähr zur selben Zeit, als in der Mojave die Erde bebte, Siegfried Heinze zur Welt, uneheliches Kind Heinrich Raabes, was der offizielle Vater Adolf Heinze jedoch nie erfahren sollte.

Dass beide – Frimm und Heinze – am selben Tag geboren wurden, hätte Tippi Lancaster, die gelegentlich behauptete, in die Zukunft blicken zu können, wohl in der Annahme bestärkt, dass auch der Große Geist manchmal einen schlechten Tag oder zumindest merkwürdige Ideen habe. Tatsächlich werden jeden Tag, in jeder Stunde mehrere Menschen gleichzeitig geboren. Es sterben auch einige. An jenem 1. September 1923 war das nicht anders. Nur starben da besonders viele. Gleichzeitig.

Vor dem kleinen Beben in der Mojave, das von kaum jemandem außerhalb von Joshua Ridge wahrgenommen worden war und das allenfalls Mary Frimm und Doc Randall (und vielleicht auch noch Dan Schmidt und Tippi) im Gedächtnis bleiben sollte, hatte sich die Pazifische Platte im asiatischen Raum weitaus heftiger an der Eurasischen gerieben. Gegen acht Uhr abends, als Mary gerade die ersten heftigen Wehen gespürt hatte und mit den Worten «Wo steckt mein verdammter Ehemann?» durch die Tür des Workers Unite, der einzigen Bar in Joshua Ridge, trat, bebte in Japan die Erde so heftig wie seit einhundertfünfzig Jahren nicht mehr. Tokio und Yokohama waren innerhalb von fünf Minuten zerstört.

Ein alter Blechtopf, Staub und Ziegel lagen auf dem Tisch, unter dem Mary ihren Sohn zur Welt gebracht hatte. Die Glühbirne flackerte und pendelte noch immer leicht hin und her, aber sie erlosch nicht.

«Hast du schon einen Namen?», fragte Randall.